

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 19 (1929)

**Heft:** 1

**Artikel:** Die Entscheidung

**Autor:** Bosshart, Jakob

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-633468>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Schweizerische in Wort und Bild

Nr. 1  
XIX. Jahrgang  
1929

Bern,  
5. Januar  
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

## Der Strom.

Von E. H. Leibundgut.

Und weiter rauscht der Ewigkeiten Strom — —  
Ihn kümmert nicht, ob deiner Sehnsucht Dom  
In Drang und Troß hinauf zum Himmel greift,  
Ob still in dir der Seele Wunder reift,  
Ob du voll Jubel, weil dein Tagwerk glückt, —  
Ein brennend Leid dich in die Dornen drückt,  
Ob du geborgen gehst in Schicksals Kunst und Gnad,  
In dumpfem Zweifel weinst auf irrem Pfad —

Ob heller Schein in all dein Tun dir lacht,  
Dein Herz versinkt in Finsternis und Nacht — —  
Der Strom rauscht weiter. — Deines Lebens Zeit  
Ist ihm auf kurze Strecke nur Geleit. — —  
Er trägt dein Lachen, deines Weinens Weh  
Im Wirbelspiel zur uferlosen See. — —  
Du, selber eine Welle, sinkst ins Meer,  
Still wird dein Weg — und deine Stätte leer.

## Die Entscheidung.

Erzählung von Jakob Böhhart.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 1

### I.

Das Landstädtchen brütete in der Sommersonne. Die Häuser hielten Mittagschlaf. Kein Schatten schob sich durch die Straßen, keine Ladenglocke schrillte. Mit dem Wasser eines Brunnens spielte still versonnen ein Kind. Die Stadtbauern waren auf den Feldern, sie machten die Mehrzahl der Bewohner aus. Ein Zug fuhr in die Station ein und prustete hinter einem Weißdornhag ins Weite.

Eine Dame in mittleren Jahren war ausgestiegen und schritt, sich mit dem Taschentuch leicht zufächelnd, rasch ins Städtchen hinein. Sie trug ein Käfferchen in der Hand, wie man es mitnimmt, wenn man für einen Tag oder zwei auf Besuch geht. Sie schien sich halb auszukennen. Vor einer steinernen Haustreppe mit beidseitigem Geländer blieb sie stehen, richtete den Blick auf das kupferne Schildchen neben der Tür und stieg die Stufen empor. Sie las, um sich ganz zu versichern, aufmerksam die Inschrift des Schildchens, atmete tief ein und drückte auf den Klingelknopf. Innen wurde das Schloß durch einen Zug von irgendwoher geöffnet. Die Dame trat ein. Apothekergeruch wehte ihr entgegen. Sie zog ihn stöckweise in die Nase ein, gewissermaßen, um ihn auf seine Bestandteile zu untersuchen. Ja, es war die Lust eines richtigen Land-Doktorhauses. Vom obern Stock trippelte eine Jungfer herab. „Sie wollen den Herrn Doktor sprechen? Er ist vor einer halben Stunde gerufen worden, muß aber bald zurückkommen. Hier, rechter Hand, ist das Wartezimmer. Darf ich bitten!“

Die Dame zögerte. „Ich bin eigentlich...“ begann sie, machte den Satz aber nicht fertig und trat ein. Die Türe wurde hinter ihr geräuschlos zugezogen, es herrschte Feierlichkeit in diesem Doktorhaus. Die Dame stellte ihr Käfferchen neben einen Stuhl und schaute sich im Zimmer um. „Noch ganz, wie ich es eingerichtet habe! Der Plüsch der Möbel schon ein bißchen verblaßt. Man sollte für der gleichen nie Blau wählen.“ Sie setzte sich und musterte die Zeitschriften, Witzblätter und Prospekte von Bädern und Lustkurorten, die auf einem Tisch durcheinander lagen. Sie überzeugte sich, daß es etwas alter Plunder war, und fragte sich: „Wo er wohl das abgegriffene Zeug erstanden hat? Wiel hat er es sich nicht kosten lassen. Ich hätte auch an das denken sollen.“ An der Wand hing ein Doktordiplom in einen braunen schmalen Rahmen eingefasst. Sie trat hinzu und las das tönende Latein der Urkunde, ohne etwas davon zu verstehen, bis sie auf den Namen Albertus Niederer stieß, der ihr in der halblateinischen Maskierung ganz fremd vorkam. „Albertus“, sagte sie laut, und dann nochmals, fast gebieterisch, als ob sie jemand riefe: „Albert!“ Daß er nicht da war, ängstigte sie, es war ihr ein übles Zeichen. Wäre es nicht klüger, gleich wieder zu gehen? Wie, wenn er gerade seinen bösen Tag hatte? Es war dumm von ihr, ihm ihr Kommen nicht anzukündigen. Sie hatte ihn überraschen wollen und lächelte nun über den kindlichen Plan. Sie setzte sich wieder. Ihr gegenüber, über dem Sofa, mit dem obern Rand stark von der Wand abstehend, hing ein

Spiegel in Goldrahmen, sie brauchte nur den Blick zu erheben, um sich darin zu sehen, und sie hatte der Versuchung schon mehr als einmal nicht widerstehen können, obwohl sie sich sonst von Spiegelverliebtheit frei wußte. Sie kam sich unter dem eigenen forschenden Blick gealtert, müde vor. Sie zog die Handschuhe von den Fingern. Nun, die Hände wenigstens waren noch jung wie damals, als ihr Spiel Albert stundenlang feihielt. Man sah es ihnen an, daß sie auf dem Klavier zu laufen und zu tanzen verstanden. Wie es durchgeistigte Gesichter gibt, so gibt es auch durchgeistigte Hände.

Die Haushälterin streckte den Kopf zur Tür herein: „Sie müssen lange warten, Fräulein. Hoffentlich haben Sie keine Zahnschmerzen!“

„Zahnschmerzen? Nein!“ erwiderte die Dame belustigt und ließ ihre blanken Zahnenreihen durch die Lippen schimmen. „Ich komme überhaupt nicht zu einer Konsultation. Es ist nur ein kurzer Besuch, den ich dem Herrn Doktor machen will!“

Über das Gesicht der Haushälterin glitt die Enttäuschung und hinterher die Neugierde. Sie trat nun ganz in das Zimmer: „Aber warum setzen Sie sich nicht. Stehend warten dauert doppelt so lang wie sitzend warten.“

„Und allein viermal so lang als zu zweien. Wollen Sie mir etwas Gesellschaft leisten?“

„Eigentlich sollte ich nicht, aber wenn Sie es wünschen, warum nicht?“

Sie setzten sich.

„Er hat wohl viel zu tun, der Herr Doktor?“

„Ach, der Sommer ist etwas flau. Die Erntezeit der Aerzte ist der Winter, Dezember bis April.“

Die Dame lächelte: „Sie nennen's Erntezeit! Romisch!“

„Ja, wissen Sie, ich habe schon früher bei einem Arzt gedient, man nimmt gerne die Sprache seiner Herrschaft an. Sie sind eben auch Menschen, die Herren Aerzte, und müssen an ihren Magen denken.“

„Aber Herr Doktor Niederer spricht doch gewiß nicht von seiner Erntezeit?“

Die Haushälterin wurde etwas verlegen und sagte mit einer abwehrenden Bewegung der Hände: „Nein, was denken Sie! Er natürlich nicht. Er ist ein zu feiner Herr. Nun muß ich aber an meine Arbeit gehen, so ein Doktorhaus gibt furchtbar viel zu tun.“

„Das Wort Erntezeit hat sie natürlich von ihm“, dachte die Dame, und ein Liederanfang ging ihr durch das Ohr: „Es ist ein Schnitter...!“ Sie nahm einen grau eingebundenen, abgegriffenen Band vom Tisch und schlug ihn auf. Es war ein alter Jahrgang eines Witzenblattes. „Achtzehnhundertsiebenundachtzig“, sagte sie vor sich hin, „sein und mein Geburtsjahr. Was für Witze hat man damals gemacht?“ Sie fing an zu lesen und die Karikaturen zu betrachten, legte den Band aber bald weg: „Wir sind in keinem witzigen Jahr zur Welt gekommen, Albert und ich. Mir merkt man es an, sonst säße ich jetzt nicht hier.“ Es kamen ihr wieder Fluchtgedanken und sie warf einen Blick auf ihr Käfferchen. In diesem Augenblick hörte sie, daß ein Schlüssel rasch in ein Schloß gesteckt wurde und sich drehte. Sie rückte sich entschlossen zusammen und erhob sich, als hätte sie einer Gefahr zu trocken. Schritte hämmerten

dart den Gang entlang. Eine Tür ging, sie hörte den trockenen Te der Schuhe in dem Zimmer nebenan und ein leises Pfeifen. Sie hustete und dann nochmals, etwas lauter. Eine Tür ging auf, ein goldener Zwider und ein brauner, spitz gestutzter Bart schauten herein. „Ei sieh! du bist's, Olga? Welches Wunder! Wie kommst du hierher? Das ist aber schön von dir.“ Sie prüfte sein Gesicht: es war in zwei Teile geteilt, die untere Hälfte war freundlich, die obere streng, bewölkt.

„Ich wollte nur einmal sehen und hören, wie's dir geht“, erwiderte sie. „Mit Schreiben überlüpft du dich nicht.“

„Ach, da ist eben nicht viel zu berichten. Gib mir vorläufig deine Hand und nun sehe dich.“

„Komme ich dir nicht ungelegen?“

„Welche Frage! Ich habe jetzt sozusagen Ferien, Hundertferien, oder eigentlich das ganze Jahr!“

„Du hast mir doch einmal geschrieben, die Praxis lasse sich gut an.“

„Ja, wie beginnen die Märchen? Es war einmal! Es hat sich mir ein Konkurrent in den Küchengarten gesetzt! Als ich vor zwei Jahren den langen Militärdienst leisten mußte, ließ sich ein sogenannter Kollege hier nieder. Er hatte leichtes Spiel. Mein Stellvertreter, ein eben aus dem Examen geschlüpfstes Hühnchen, verstand nicht viel, und als ich wieder kam, hatte mir der Neue einen großen Teil meines Kohls weggeknabpt. Jetzt sind wir also unter zwei im Städtchen; einer hätte sein schönes Auskommen, zwei können nicht viel anderes tun, als sich über die Straße weg angähnen. Während der Grippezeit ging es ja noch, da konnte man wenigstens von Weihnachten bis Ostern ernten. Aber jetzt: Wenn es so weiter geht, muß ich mich nach einer andern Praxis umsehen. Rosige Aussichten, nicht? Und das in den besten Jahren!“

„Ich dachte mir halb, es gehe dir nicht gut. Drum bin ich gekommen. Deine Briefe wurden wirklich sehr selten und verrieten eine Verlegenheit und Zurückhaltung, eine, wie soll ich mich ausdrücken, durchführbare Verstimmung und Rühle...“ Ihre Lippen fingen an zu zittern und sie brach ab.

Er sprang auf. Der böse Zug hatte nun auch den Mund erfaßt. „Ja, es ist verflucht und verdammt! Da studiert und schuftet man, bis man dreißig ist, und nachher muß man froh sein, wenn man sich beim Frühstück ein paar Gramm Butter ohne Sorgen aufs Brot schmieren kann. Man will vorwärts kommen und hat Bleifügeln an den Füßen! Man möchte auch einmal seinen Haustand gründen, armes Kind, und muß seinem Magen danken, wenn er sich beherrscht und nicht brüllt, daß das ganze Städtchen aufhorcht. Und daneben muß man sich geben, als übte man den Beruf aus lauter Uneigennützigkeit aus.“

Sie suchte ihn zu beschwichtigen: er solle nicht im Mißmut so übertreiben, es werde schon einmal besser werden, und sie könnten ja warten.

Er blickte sie an: „Ja, warten, bis man fünfzig ist. Ich bin jetzt dreißig...“ Er machte eine Pause, und sie begriff, daß er sagen wollte: „Und du nicht weniger.“ Er fuhr fort: „Dreiunddreißig. Mein Vater wird nächsten Monat siebzig und ich möchte dem wunderlichen Greis doch

noch beweisen, daß er keinen Nichtsnutz und Hungerleider zum Sohn hat, und ebenso möchte ich es der ganzen biederem Heimatgemeinde beweisen, die es mir nie verzieh, daß ich meinte, für die Stickmaschine zu gut zu sein. Die lieben Dorfgenossen waren ja vielleicht im Recht! Wärest du nicht gewesen, sie hätten wahrscheinlich die Genugtuung gehabt, mich in ihren geistüberfließenden Alltag zu zwingen."

Sie legte ihm die Hand auf die Schulter: „Sprich nicht davon! Du bist so gereizt! Du hast es mit dem Ehrgeiz bekommen.“

Er brauste auf: „Ehrgeiz! Und warum nicht? Den hatte ich immer! Das heißt, ich will nicht mehr gelten, als ich wert bin!“ setzte er stolz hinzu. „Hätte ich mich gleich in einer großen Stadt festgesetzt, ich würde jetzt im Auto von Haus zu Haus rattern und müßte aus einem Tag zwei machen, wollte ich jedem Ruf folgen. Jetzt sitze ich hier und lebe nach dem Rezept der Spähen des Himmels, die weder säen noch ernten und der gedankenlosen Hoffnung sind, doch erhalten zu werden.“

„Es hat dich doch niemand verhindert, dein Glück in der Stadt zu suchen.“

„Doch, das da!“ Er zog sein Geldtäschchen hervor, legte es auf die linke Hand und klatschte mit der Rechten zornig darauf. „Ich weiß ja schon, was du sagen willst! Du hättest mir noch weiter geholfen, aber das konnte ich nicht annehmen.“

„Warum nicht, Albert?“ erwiderte sie.

„Weil ich dich nicht zugrunde richten wollte, weil ich es mir schuldig war, meinen Weg endlich selber zu machen, weil ich doch keine Bettlernatur bin, weil ich doch meinen Stolz habe und ihn lange genug knebeln mußte. Hier konnte ich mich mit verhältnismäßig wenig Geld niederlassen, was in der Stadt nicht möglich gewesen wäre. Es wäre ja auch hier gegangen, wenn der andere nicht gekommen wäre. Kurz, mir war es darum zu tun, einmal auf meinen eigenen Schuhsohlen zu gehen. Begreifst du das nicht?“

„Zu fremden Menschen könntest du so sprechen, aber zu mir?“



Das Wetterhorn bei Grindelwald im Nebeltreiben. — Nach einer Aufnahme von Aug. Rupp.

„Ah, ich weiß, Olga! Du hättest deinen letzten Rappen, ohne dich zu bestimmen, hergelegt. Das durfte und wollte ich nicht zugeben.“

„Ich frage wieder: Warum nicht?“

Er sah sie bei der Hand und nötigte sie auf einen Stuhl nieder. „Mit dieser Güte wirst du es so weit bringen, daß du am Ende deiner Tage nicht einmal in einem Totenhemd wirst ruhen können.“

„Es gibt Schlimmeres.“

Nun gab er es auf. Er setzte sich ihr gegenüber und sagte mit zusammengebissenen Zähnen: „Ich zwinge es hier doch! Der heutige Tag ist vielleicht entscheidend. Im Lindengut, das ist ein altes Landhaus über dem Bahnhof, du hast es vielleicht beachtet, wohnt über den Sommer die Fabrikantenfamilie Ehrensberger. Das heißt die Frau mit ihren Kindern, den Herrn sieht man nur als Sonntagsgäst hier. Heute morgen hat eines der Kinder, ein sechsjähriges Mädchen, mit einer Erbse gespielt und sie in die Nase gesteckt, von wo sie in die Luftröhre gelangte. Man ließ zum Arzt, natürlich zu dem auf der andern Seite der Gasse. Er kam, sah und wußte sich nicht zu helfen. Nun war ich gut genug. Man ließ mich rufen. Das war vor anderthalb Stunden, jetzt ist das Kind gerettet. Es kommt mir selber fast wie ein Wunder vor. Das wird Aufsehen erregen, mir die Türen in weitem Umkreis öffnen, und der andere wird im Herbst mit den Fingen streichen können. So kommt's manchmal auf einen Zufall an.“

(Fortsetzung folgt.)